



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Wieder und wieder aber trat ihm Rosés Blick beim letzten Tanz vor die Augen. Und dann zum Schluß gedachte er noch einer kleinen, erhabnen Episode: der geflüsterten Frage seiner Exzellenz: Haben Sie etwas gegen eine Ernennung zum Hofjägermeister, Steinfeld?

Jörgen ging an diesem Abend allein nach Hause; ihm war zumute, als wäre er in einer Kirche gewesen. Die Töne aber, die in seinen Ohren klangen, hatten einen sonderbaren Wortlaut, nämlich:

Die guten alten Ägypter,  
Die wurden nicht begraben,  
Sie wurden balsamiert,  
Sowie sie warn krepiert.  
Gesteckt in die Pyramidé! Bum, bum!

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. (Die päpstliche Kurie und der Modernismus in Deutschland. Widerstände unter den katholischen Theologen. Die Polenvorlage im preussischen Herrenhause.)

Berlin, 16. Februar 1908

Der alte Kampf zwischen Staat und Kirche entbrennt wieder in neuer Form. Papst Pius der Zehnte hat schärfer als irgendeiner seiner letzten Vorgänger den Kampf gegen die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung aufgenommen. Hier ist keine Vermittlung, keine Umgehung der Schwierigkeiten und Widersprüche möglich. Die Enzyklika Pascendi Dominici gregis fordert hart und unerbittlich die Unterwerfung des „Modernismus“, d. h. jeder Form des freien Denkens, unter das Gebot der Kirche. Das ist zunächst eine innerkirchliche Angelegenheit, aber sie greift auch in die Sphäre des Staats hinüber. Zunächst hat der Modernismus eine gewisse innere Verwandtschaft mit dem „Nationalkatholizismus“. Das ist nicht so zu verstehen, als ob die Nationalkatholiken Modernisten seien. Im Gegenteil, unter den Nationalkatholiken gibt es sehr viele, die in Glaubenssachen jedes Zugeständnis an den modernen Geist zurückweisen und sich ganz darauf beschränken, den Mißbrauch des katholischen Bekenntnisses zu politischen Zwecken und die Verschärfung der kirchlichen Gegensätze bis zur Gefährdung des bürgerlichen Friedens abzulehnen und zu bekämpfen. Aber eine gewisse Verwandtschaft zwischen beiden Bewegungen besteht darin, daß auch der Modernismus, so wie er sich bei uns in Deutschland darstellt, ein Ausfluß des nationalen Geistes ist, der die Abschließung der Persönlichkeit und des Denkens in starrem Regelzwang nicht verträgt, ebenso wie die nationalkatholische Bewegung nicht auf die Gemeinschaft mit andersgläubigen Landsleuten in Sachen des nationalen Empfindens verzichten will. Darum wird der Modernismus immer zugleich ein Gegner des ultramontanen Geistes sein, für den die Kirche nur ein weltpolitisches Machtinstrument ist. Freilich laufen hier die Fäden vielfach durcheinander. Von Pius dem Zehnten persönlich sagt man, daß er sich nur von religiösen Motiven leiten läßt, aber damit sind die Einflüsse, die im römischen Kirchenregiment zum Ausdruck kommen, nicht erschöpft. Es sind in Wahrheit zugleich politische Gründe, die für den Kampf gegen den Modernismus

bestimmend sind. Die Politik der Kurie ist jedoch durchaus nicht ganz nach dem Sinn der politischen Vertretung des deutschen Katholizismus. In den führenden Kreisen des Zentrums haben modernistische Strömungen eine nicht geringe Rolle gespielt. Denn einsichtige Zentrumspolitiker haben sehr wohl die Bedeutung einer nähern Fühlung mit den Zeitströmungen und der modernen Wissenschaft erkannt. Das jüngste Vorgehen der Kurie macht die Fortsetzung solcher Bemühungen unmöglich und müßte eigentlich dahin führen, daß sich jede spezifische Vertretung katholischer Anschauungen, also auch die Zentrumsparlei, künftig ganz und gar auf die rückschrittlichen Strömungen im deutschen Katholizismus zurückzuziehen hat. Ob es wirklich dahin kommen wird, ist freilich eine offene Frage. Denn Auswege aus ähnlichen Widersprüchen und Zwangslagen haben sich schon oft finden lassen, und gerade die Geschichte der katholischen Kirche zeigt, daß die Härte und Konsequenz der Lehre die größte Anpassungsfähigkeit gegenüber den Nützlichkeitsforderungen dieser Welt nicht ausschließt. Immerhin muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß die schroffe Haltung der Kurie in der Durchführung der Enzyklika Pascendi zurzeit auch für die politische Zentrumsparlei eine gewisse Krisis bedeutet.

Die eigentliche Bedeutung dieser kirchlichen Krisis für die Politik liegt jedoch auf anderem Gebiet. Zwei Punkte sind dabei von Wichtigkeit, nämlich die kirchliche Maßregelung von staatlich angestellten Univeritätslehrern und die damit im Zusammenhang stehenden Eingriffe kirchlicher Behörden in die politischen Rechte der Geistlichen. Von Zeit zu Zeit wiederholen sich ja die Fälle von Differenzen zwischen der Kirchengewalt und Inhabern von Lehramtern an den katholisch-theologischen Fakultäten. In der Regel werden sie formell aus der Welt geschafft durch die Unterwerfung der Professoren unter die Autorität der Kirche. Neuerdings ist erst wieder der Konflikt des Professors Ehrhardt in Straßburg mit der Kurie auf diesem Wege zum Austrag gebracht worden. Ob diese Unterwerfungen angesehener Theologen dem päpstlichen Stuhl besondere Freude bereiten? Die Erzwingung des äußern Gehorsams verfehlt ja sicherlich ihre Wirkung nicht, und die ethische Bedeutung eines solchen Opfers des Gemäßigten, der den Wunsch nach Frieden mit der Kirche sichtbar über alles stellt, ist gewiß nicht zu unterschätzen. Aber man weiß doch auch, daß ein Rest ungebrochener Überzeugung zurückbleibt, und daß darin ein Widerstand weiterlebt, dem in Wahrheit nicht beizukommen ist, weil er nicht abzuschütteln ist wie der offene Abfall von der Kirche. Auch weiß man sehr wohl, daß der spontane Ausdruck einer freimütigen Kritik an der Willensmeinung des Oberhauptes der katholischen Kirche in den seltensten Fällen einer rein persönlichen Regung entspringt, sondern meist in einem größern Kreise, sozusagen in der Luft liegt. So ist auch der für die Kirchengewalt peinliche Eindruck der scharfen Kritik, die der bayrische Pfarrer Würzburger in der Münchner „Allgemeinen Zeitung“ an der Enzyklika und den Maßregeln zu ihrer Durchführung geübt hat, durch die schleunige Unterwerfung des unvorsichtigen Geistlichen kaum verwischt worden.

Dem Fall Würzburger folgte in Bayern unmittelbar der Fall Schnitzer. Hier aber kam das neue Moment hinzu, daß Schnitzer, der Professor der Dogmengeschichte an der Universität München ist, zunächst im Widerspruch gegen die Forderungen der Kurie beharrte. Dadurch wurde die Frage nahegelegt, wie sich die Staatsgewalt zu der Sache stellen würde. Schnitzer ist staatlich angestellter Univeritätslehrer, hat also ein Recht auf den Schutz des Staats, solange er sich im Rahmen der Staatsgesetze hält. Andererseits hatte die bayrische Regierung durch ihre Stellungnahme bei der Erteilung des sogenannten Placetum rogium für die Enzyklika Zweifel erweckt, ob sie nicht doch zuletzt der Kirche ihren Arm leihen werde, um die Wünsche der neuesten päpstlichen Politik erfüllen zu helfen. Die Sache ist im bayrischen

Landtag zur Sprache gekommen, und der Kultusminister hat in einer sehr gewundenen und vorsichtigen Darlegung der Rechtsverhältnisse versucht, die Besorgnisse wegen der Nachgiebigkeit des Staats zu zerstreuen. Eine recht klare Überzeugung von der Rückgratfestigkeit der bayrischen Regierung konnte man freilich daraus nicht gewinnen. Vielleicht aber überhebt der weitere Verlauf der Angelegenheit die Regierung der peinlichen Notwendigkeit, ihr Recht unter Umständen gegen die Kirche zu behaupten. Es scheint nämlich, als ob auch Professor Schnitzer nicht festbleiben werde. Er hat zunächst aus „Gesundheitsrückichten“ sein Lehramt einstweilen niedergelegt, sodaß der Fall bereits ein andres Antlitz gewonnen hat. Aber die allgemeine Aufmerksamkeit bleibt trotzdem noch auf die Frage gerichtet, wie sich die Regierung in dem zwar verfassungsmäßig paritätischen, in der Tat aber überwiegend katholischen Staate Bayern mit allen diesen Streitfragen und den jedenfalls noch zu erwartenden zahlreichen Konflikten abfinden wird. Vielleicht läßt man sich aber auch im Vatikan noch überzeugen, daß man übel beraten gewesen ist, als man gerade in Deutschland den Kampf gegen den Modernismus mit solcher Schroffheit aufnahm. Es scheint, daß die Versuche, in dieser Richtung auf die Kurie einzuwirken, von dem deutschen Episkopat noch nicht aufgegeben worden sind.

In einer Beziehung jedoch findet der Ultramontanismus in seinem Kampfe gegen den Modernismus willige Hilfe, nämlich da, wo es sich um die Betätigung einer rein politischen Überzeugung handelt. In Bayern ist den Geistlichen die Mitarbeit an liberalen Zeitungen verboten worden, und noch schärfer wird die Lage durch das Vorgehen des Erzbischofs von Bamberg gegen den Pfarrer Grandinger beleuchtet. Hier ist überhaupt von einem Verstoß gegen kirchliche Pflichten gar nicht die Rede. Der Pfarrer Grandinger ist als liberaler Abgeordneter in den bayrischen Landtag gewählt worden, und er hat als solcher seinen politischen Überzeugungen gemäß gewirkt, ohne etwas getan zu haben, was zur kirchlichen Disziplinierung Anlaß bot. Aber das genügt. Die Selbstverständlichkeit, mit der die Kirche das Recht in Anspruch nimmt, den Geistlichen die politische Gesinnung vorzuschreiben und ihre weltlichen Staatsbürgerpflichten zu regeln, läßt darauf schließen, daß die Kirche in der politischen Beeinflussung grundsätzlich nicht bei dem Klerus stehn bleibt, sondern alles tut, um auch die Laien politisch zu führen. Das ist zwar nichts neues, aber es ist doch von Bedeutung, wenn das in einem bestimmten Falle so klar und greifbar aller Welt gezeigt wird.

In Preußen richtete sich das Hauptinteresse mehr als je auf das Schicksal der Ostmarkenvorlage im Herrenhause. Die Opposition, die sich bei der ersten Beratung im Plenum des Hauses in unerwarteter Stärke regte, hat große Besorgnisse hervorgerufen und die pessimistischen Urteile, zu denen ohnehin große Neigung vorhanden war, sehr bestärkt. Aber es scheint, als ob man zu rasch darin urteilte. Zunächst ist dabei außer acht gelassen, daß die Behandlung der Gesetzentwürfe im Herrenhause immer etwas anders zu verlaufen pflegt als im Abgeordnetenhouse, wo die Organisation der Fraktionen eine bedeutende Rolle spielt. Hier werden die Parteien zuerst in sich über ihre Haltung zu einer Vorlage einig und erwägen vorher nicht nur den materiellen Inhalt eines Gesetzentwurfs, sondern auch die taktische Seite der Sache. Wenn auch die erste Plenarberatung sehr oft noch keine endgültigen und unabänderlichen Entschlüsse bringt, so läßt sie doch immer schon einen Feldzugsplan der Fraktionen erkennen, der die Frucht der stets vorhergehenden Beratungen ist. Im Herrenhause dagegen gehen die ersten Meinungsäußerungen über einen Gesetzentwurf regellos und persönlicher vor sich; in den entscheidenden Beratungen pflegt sich aber das Staatsgefühl, das bei den Mitgliedern dieses Hauses durch keine Vorstellung von einem Wählermandat beeinflusst wird, sondern auf ganz andern

Dingen beruht, um so stärker bemerkbar zu machen. Die Opposition gegen die Ostmarkenvorlage und besonders gegen den Enteignungsgedanken entspringt auf der einen Seite einer in der liberalen Doktrin wurzelnden theoretischen Abneigung gegen die anscheinende Rechtsungleichheit und gegen den staatlichen Eingriff in ein sonst verbrieftes individuelles Recht, auf der andern Seite den praktischen Bedenken und Sorgen, die insbesondere bei den Grundbesitzern durch die souveräne Verfügung des Staates über den Bereich ihrer speziellen Interessen erweckt worden sind. Jene liberalen Anschauungen kommen freilich im Herrenhause wenig in Betracht, da auch seine liberalen Mitglieder zu viel praktische Erfahrung und staatsmännischen Sinn haben; desto mehr kommen die Bedenken der Grundbesitzerkreise zur Geltung, und der fehlende Fraktionszwang bewirkt, daß die Träger dieser Bedenken zunächst stärker dem Bedürfnis nachgeben, sich wenigstens zu Gehör zu bringen. Unter dem Eindruck dieser ersten Lesung hat sich denn auch die Opposition im Lande eifriger geregt. Da das Gewicht dieser Stimmen und ihre mannigfachen Beweggründe in einiger Entfernung von ihrem Ursprunge wohl nur von wenigen richtig geschätzt werden, so liegt allerdings die Gefahr nahe, daß die Proteste, die von Grundbesitzern im Osten erhoben werden, einen stärkeren Eindruck machen, als sie es verdienen. Die Vorschläge und Wünsche der Regierung stehen aber auf so festem Boden, daß es ihr sicher gelingen wird, die Bedenken der Herrenhauskommission zu zerstreuen. Auch fällt die Haltung der konservativen Fraktion des Abgeordnetenhauses und die Stellungnahme der Mehrheit des Provinzialverbandes des Bundes der Landwirte in der Provinz Posen doch außerordentlich ins Gewicht. Angesichts solcher Stimmen ist nicht anzunehmen, daß die Mehrzahl der Großgrundbesitzer im Herrenhause bei den entscheidenden Abstimmungen ihre Opposition beibehalten wird, und dann ist auch eine Mehrheit für die Vorlage im Herrenhause überhaupt gesichert.

An dieser Hoffnung kann auch die Erfahrung, daß die Kommission die Vorlage mit einer Reihe von unannehmbaren Beschränkungen belastet und diese auch in einer zweiten Lesung beibehalten hat, nichts ändern. Höchstens könnte ein Mangel an Festigkeit bei der Regierung selbst noch eine ungünstige Wendung herbeiführen. Es ist gewiß kein Zufall, daß einer der gewichtigsten Proteste aus den Reihen der Grundbesitzer in der Provinz Posen in letzter Stunde noch gescheitert ist. Der Führer dieser Bewegung, ein Herr Tffland-Tfflandsheim, den man wohl am besten charakterisiert, wenn man ihn als einen Mann der „alten Schule“ bezeichnet, der teils aus Gewöhnung, teils aus irgeleitetem Gerechtigkeitsgefühl die Tragweite und Bedeutung des Nationalitätenkampfes unterschätzt, dabei aber vaterländische Gesinnung und altpreußisches Staatsgefühl nicht eingebüßt hat, ist mit dem offenen Geständnis hervorgetreten, daß die von ihm veranstaltete Protesteingabe gegen die Enteignung unter den Grundbesitzern der Provinz Posen nicht die erwartete Zahl von Unterschriften gefunden hat, und daß auch die geleisteten Unterschriften nicht das Gewicht haben, das verlangt werden muß, wenn die Sache Eindruck und Erfolg haben soll.

Es wurde schon erwähnt, daß die Herrenhauskommission unzweckmäßige Beschränkungen in die Enteignungsvorlage hineingebracht hat. So soll Kirchengut nicht enteignet werden können. Sicherlich wird das auch wohl niemals geschehn, wo ein Grundstück wirklich kirchlichen Zwecken dient. Aber bei der bekannten Stellungnahme der polnischen Geistlichkeit kann es geschehn, daß ein Gut nur formell von der Kirche als Eigentum erworben wird, um zu verhindern, daß der frühere Besitzer, der vielleicht eifrig für die polnische Sache gearbeitet hat, aus seinem Wirkungskreise verdrängt werden kann. Ebenso unzweckmäßig ist die Einschränkung, daß nur solche Güter enteignet werden können, die noch nicht zehn Jahre im Besitz des jetzigen Eigentümers sind. Vor zehn bis zwölf Jahren sind nämlich

viele Güter erst von Polen aus deutscher Hand erworben worden, nur um die Ansiedlungskommission zu verhindern, an verschiedenen Stellen ein abgerundetes Gebiet für die deutsche Besiedlung anzukaufen. Man glaubte nämlich damals der in solchen Bezirken liegenden deutschen Bauergüter sicher zu sein; auch war das Ansiedlungsgesetz in seiner damaligen ersten Fassung nur darauf berechnet, Großgrundbesitz zu Besiedlungszwecken anzukaufen. Diese Zwangslage der Ansiedlungskommission, die deutsche Bauergüter bestimmungsgemäß nicht ankaufen konnte, benutzten die Polen, um ihrerseits diesen deutschen Kleinbesitz zu erwerben und um diese störenden Enklaven im Besiedlungsgebiet fest in polnischer Hand zu halten. Jetzt will die Herrenhauskommission gerade diese Güter vor der Enteignung und damit der Rückkehr in deutsche Hand schützen!

Diese Feststellung ist noch in anderer Beziehung lehrreich. Sie zeigt, wie die preußische Gesetzgebung zum Schutze des Deutschtums und der Sicherheit des Staats im Osten nicht an der Verkehrtheit und Unzweckmäßigkeit ihrer Maßregeln scheitert, sondern an ihrer Starrheit gegenüber der Beweglichkeit der polnischen Verteidigung in ihren Auskunftsmitgliedern. Die Bedeutung des Enteignungsprojekts liegt darin, daß es dem Staat eine Waffe in die Hand gibt, die, wo sie einmal gebraucht wird, nicht durch die üblichen kleinen Mittel, die den Polen als Gegenschachzüge zu Gebote stehn, unwirksam gemacht werden kann. Der Mißbrauch dieser Waffe — wenn anders man durchaus mit dieser nach der Natur der Sache ganz unbegründeten Befürchtung rechnen will — muß dadurch verhütet werden, daß man die Prüfung jedes einzelnen Falles durch sachkundige und unabhängige deutsche Vertrauensmänner sichert. Statt dessen soll die alte Torheit erneuert werden, die die Handhabung dieser Waffe wieder an starre Vorschriften bindet. Jede solche Einschränkung gibt den Polen ein neues Mittel an die Hand, das Gesetz unwirksam zu machen. Nimmt man ihnen diese Aussicht, so wird die bloße Existenz des Gesetzes aller Wahrscheinlichkeit nach dazu führen, daß polnischer Grundbesitz wieder in genügendem Umfange freiwillig zum Verkauf angeboten wird. Nur in den seltensten Fällen, besonders zu Anfang, wird von dem Enteignungsrecht wirklich Gebrauch gemacht werden. Aber die Voraussetzung ist freilich, daß die Regierung nicht schon durch die allgemeinen Bestimmungen des Gesetzes so eingeengt wird, daß die Polen andre Auskunfts- und Widerstandsmittel finden.

#### Astrologie und Chiromantie. Thekla meint:

Es ist ein holder, freundlicher Gedanke,  
Daß über uns, in unermessnen Höhen,  
Der Liebe Kranz aus funkelnden Gestirnen,  
Da wir erst wurden, schon geflochten ward.

Und Alfred Jeremias zeigt uns, wie alle alte Religion, alle Weltanschauung und Lebenskunst der alten Völker auf der Himmelskunde und Astrologie der Babylonier beruhte. (Die Panbabylonisten; der alte Orient und die ägyptische Religion. I. Heft der von A. Jeremias und Hugo Winkler bei J. C. Hinrichs in Leipzig herausgegebenen Wehr- und Streitschriften: Im Kampfe um den alten Orient.) Der erste Abschnitt polemisiert gegen Wundt, der die Wanderhypothese bekämpft. „Daß die astrale Weltanschauung gewandert ist und sich überall auf dem Erdball feststellen läßt, ist ein Ergebnis empirischer Untersuchung, von dem sich jeder Mythenforscher immer mehr überzeugt. . . Die Gemeinsamkeit gleicher Vorstellungen aus gleichen allgemein menschlichen Voraussetzungen [durch die Bastian und Wundt die Übereinstimmung der Mythologien aller Völker erklären] kann stets nur den Grundgedanken betreffen, kann aber unmöglich dazu führen, daß eine ganze durchgebildete Gedanken-

welt [bei verschiedenen Völkern] bis in die kleinsten Details hinein wie ein mathematisches Rechenexempel und das Räderwerk einer Uhr nicht nur im Gedanken, sondern auch im Ausdruck übereinstimmt." Der zweite, längere Teil kritisiert ein Buch des Ägyptologen Adolf Erman, der die ägyptische Mythologie nicht verstehe, weil er das Licht verschmähe, das aus den assyrisch-babylonischen Urkunden auf sie falle. Beachtung verdient die von Jeremias vertretene Ansicht, daß nicht der Animismus oder Fetischismus, sondern eine an Ideen reiche Theologie samt einer reinen und erhabenen Moral am Anfang der Völkergeschichte steht. Diese habe als Mysterium gegolten und sei nie ein Gemeingut der Menge geworden. Der Mythos sei eben die der Fassungskraft des Volkes angepaßte Popularisierung der Religion, d. i. der Astrallehre. Demnach würden die Ergebnisse der Assyriologie und Ägyptologie im geraden Gegensatz stehen zur modernen Anthropologie und die Ansicht der christlichen Theologen bestätigen, die im Götterdienst nicht Vorstufen der Religion, sondern Entartung der Urreligion sehen. Wir referieren nur, ohne uns ein Urteil anzumaßen. Möge sich die am Schlusse der Schrift ausgesprochene Erwartung erfüllen, daß die weitere Erforschung der monumentalen Urkunden „neue überraschende Enthüllungen bringen werde, auch über die Beziehungen Ägyptens zur biblischen Religion". — Der Astrologie verwandt und ebenfalls eine Schöpfung der Chaldäer ist die Chyromantie, die so, wie den Himmel, auch die Handfläche in sieben Planetenregionen einteilt. Das veranlaßt uns, eine der Assyriologie recht fern liegende Studie von Eugen Zabel hier zu erwähnen über die Symbolik der Hand im allgemeinen und über die wundervolle Hand Rubinstains im besondern. Sie ist selbstverständlich mehr chyrognomischer als chyromantischer Art, obwohl darin erwähnt wird, daß Julius Stinde an die Chyromantie geglaubt hat. Der Essay steht in dem (bei Karl Curtius in Berlin 1907) erschienenen Buche: „Russische Kulturbilder. Erlebnisse und Erinnerungen. Mit dem Bildnisse Wereschtschagins nach einer Büste." Es sind ohne Zweifel, obwohl kein Vorwort es sagt, Zeitungs- und Zeitschriftenartikel. Die kulturhistorischen darunter übersteigen nicht das Niveau der Leitartikel und Feuilletons, die wir täglich zu lesen bekommen. Dagegen sind die biographischen Skizzen von Wert, weil der vielgereifte angenehme Plauderer mit den Personen selbst oder ihren Bekannten verkehrt hat. Sie schildern außer Rubinstain und Wereschtschagin noch Tschaikowsky, Gorki, Tschechow, Turgenjew, Andrejew, Schukowski, Grigorowitsch. Interessant ist die Mitteilung, daß Tolstois „Auferstehung" ein wirkliches Erlebnis zum Gegenstande hat. Der Mann, der es erfahren und dem Dichter den Stoff geliefert hat, der Senator Koni, hat es dem Berliner Publizisten selbst erzählt.

Hermann Useners Vorträge und Aufsätze. Am 21. Oktober 1905 starb Hermann Usener in Bonn als Professor der klassischen Philologie. Einer unsrer bedeutendsten und vielseitigsten Forscher, einer unsrer einflußreichsten akademischen Lehrer ist in ihm dahingegangen. Seine Untersuchungen zur Geschichte der Religion und der antiken Literatur haben der Wissenschaft neue Wege gewiesen, seine Ausgaben sind als Muster philologischer Textkritik berühmt. Eine im Teubnerschen Verlag 1907 erschienene Sammlung von Vorträgen und Aufsätzen, die Albrecht Dieterich für einen weitem Leserkreis ausgewählt hat, gibt jetzt jedem, der Sinn für historisches Werden hat, bequem Gelegenheit, Useners Forschung kennen zu lernen.

Der erste Aufsatz „Philologie und Geschichtswissenschaft" zeigt uns Useners Auffassung von seiner Wissenschaft. Er sieht die eigenste Tätigkeit des Philologen in der Interpretation der Literaturdenkmäler, dabei ist ihm verständnisvolle Aneignung alles dessen, was Schönes und Großes von Menschen gedacht und geschaffen worden ist, Zweck und Ziel. Dieses Streben nachzuempfinden und nachzudenken,

was bedeutende Menschen vor uns empfunden und gedacht haben, hält er für ein dem Menschen eingebornes Bedürfnis, ebenso wie das Suchen nach Wahrheit. Zur Wissenschaft wird aber die Philologie erst dann, wenn sie über die Einzelforschung hinaus zu allgemeinen, für die Menschheit selbst gültigen Gesetzen führt. Deshalb kann sich der Forscher nicht auf die Literatur des Volkes, auf die sich sein Studium gründet, der Griechen oder Römer, Germanen oder Romanen, Slawen oder Indier beschränken. Er muß die gleichen Lebensgebiete verschiedner Völker und Zeiten, sei es nun Sprache oder Kunst oder Mythos, vergleichen, um aus dem durch Zeit und Raum Bestimmten zur Erkenntnis des Allgemeinen, Bleibenden vorzudringen.

Damit ist freilich der philologischen Arbeit mehr zugewiesen, als die Zeit und Kraft eines Menschen leisten kann. Der einzelne wird sich auf Teile des nationalen Lebens beschränken müssen, für sie hat er den Zusammenhang mit der allgemeinen Geschichtswissenschaft zu suchen, der Grammatiker zum Beispiel in der vergleichenden Sprachforschung und Sprachwissenschaft, der Mythologe in der Religionswissenschaft, wie andererseits jeder Philologe nach Anschauung aller Lebensäußerungen des Volkes, auf das sich seine Philologie gründet, streben muß. So wird er der Kette des wissenschaftlichen Fortschritts sein Lebenswerk als brauchbares Glied hinzufügen können.

Die folgenden Aufsätze sind Beispiele dafür, wie Usener selbst diese Forderungen erfüllt hat. Einer, den er „Organisation der wissenschaftlichen Arbeit“ genannt hat, führt uns in die Schulen des Platon und Aristoteles und zeigt, wie es die beiden Meister verstanden haben, die Arbeiten ihrer Schüler planmäßig zu leiten, wie sie aber nicht nur gelehrt, sondern auch von ihren Jüngern gelernt haben. Nur so sind die kaum faßbaren wissenschaftlichen Fortschritte, die von zwei oder drei Generationen erreicht worden sind, möglich geworden.

Die andern Aufsätze: „Mythologie“, „Über vergleichende Sitten- und Rechtsgeschichte“, „Geburt und Kindheit Christi“, „Pelagia“ und „Die Perle. Aus der Geschichte eines Bildes“ behandeln das Gebiet, auf dem Usener vor allem berühmt geworden ist: Glaube und Sitte. Durch methodische Vergleichung entsprechender Erscheinungen bei verschiedenen Völkern und in verschiedenen Zeiten erschließt er sich das Verständnis dunkler Bräuche und Vorstellungen und gelangt zur Erkenntnis ursprünglicher Zustände, die lange vor der historischen Überlieferung liegen. Der schwer verständliche Ritus der altitalischen Stadtanlage zum Beispiel, nach dem der Platz der künftigen Stadt umpflügt wird, wird durch einen russischen Brauch erklärt: um eine Viehseuche fernzuhalten, haben im Jahre 1887 die Bewohner des Fleckens Kamenka von sieben Jungfrauen einen Pflug, den ein fleckenloser Jüngling lenkte, um ihr Dorf ziehen lassen. Die Furche ist also ein Symbol des Grabens, der dämonische und menschliche Feinde fernhalten soll.

Auch das Christentum hat in seinen Legenden, Festen und liturgischen Bräuchen vielfach Heidnisches bis auf den heutigen Tag fortgeführt. In der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts hat die römische Kirche den 25. Dezember als Geburtsfest des Heilands durchgesetzt, dieser Tag ist der natalis Solis invicti, der Geburtstag des unbefiegbaren Sonnengottes. Vorher wurde es vielfach am Epiphaniastag, dem 6. Januar, gefeiert, wie es noch heute die armenische Kirche tut. Das ist das Erscheinungsfest, das aus dem alexandrinischen Feste der Erscheinung des Dionysos abgeleitet ist. In beiden Fällen hat also Weihnachten ein heidnisches Fest abgelöst.

Man weiß, wie viel Heidentum sich im Teufelsglauben und Gespensterglauben erhalten hat. Zwar sind jetzt die Hexenprozesse, die noch das achtzehnte Jahrhundert gesehen hat, verschwunden. Aber noch heute erkennt die römisch-katholische Kirche die Macht der Dämonen an, wenn sie ihre Gnadenmittel als Schutz und Hilfe gegen Behexung gewährt. Der junge Ehemann, der sich durch „Nestelknüpfen“ bezaubert

glaubt, kann sich an einen Geistlichen wenden, damit der Zauber durch die vorgeschriebne Reihe von Exorzismen und Gebeten gebrochen werde. In München ist 1897 in einem Hause der Parkstraße der kirchliche Exorzismus ausgeübt worden.

Aber die alten Heidengötter leben nicht nur als Teufel und Dämonen in der Volksseele weiter. Oft genug sind sie als Heilige der Kirche dienstbar gemacht worden. Ein schönes Beispiel dieser Umgestaltung gibt Usener in den Pelagiagen. Die Heilige, die auch unter den Namen Marina, Anthusa, Margarita und andern verehrt wird, ist in der Südwestecke Kleinasiens und längs der Küste Syriens zu Hause. Die Legenden erzählen entweder, daß sie nach üppigem Leben als Büßerin Gott gedient hat, oder daß sie durch besondere Umstände veranlaßt als Mönch in ein Kloster eingetreten ist. Die Namen Pelagia und Marina sind aber nichts weiter als Kultbeinamen der Meeresgöttin Aphrodite; Anthusa und Margarita kennzeichnen ihre Attribute, Blumen und Perlen. Wie die Heilige, so zeigt auch die Göttin in der Form, wie sie in jenen Gegenden gedacht wurde, den Gegensatz von jungfräulicher Sprödigkeit und Wollust, und besonders der Küstengegend Syriens ist die perverse Vorstellung der Aphrodite als Mannweib eigentümlich, wie sie noch in der Verkleidung der Heiligen als Mönch durchschimmert. Und wenn in Antiochia, in Jerusalem und sonst der 8. Oktober der Kalendertag der Heiligen war, so hat die Göttin auch in der christlichen Verwandlung ihren alten Feiertag, den 8. des Monats beibehalten.

Eine der Pelagiagen, die von der Eugenie aus Alexandrien, hat Gottfried Keller der ersten seiner sieben Legenden zugrunde gelegt. Auch Usener hat versucht, eine altchristliche Novelle zu erneuern, die unsrer Sammlung als Anhang beigegeben ist. Freilich ist dies eine Bearbeitung ganz andrer Art als die Parodien, die dem phantastischen Humor Kellers entsprungen sind. „Die Flucht vor dem Weibe“, von dem Verfasser unter dem Pseudonym E. Schaffner veröffentlicht, ist die ergreifende Lebensgeschichte eines Eremiten. Um der Versuchung durch eine Dirne zu entgehen, springt er ins Feuer, bis er halbtot zusammenbricht. Dann flüchtet er auf ein ödes Felsenland, aber als er ein Weib aus einem Schiffsbruch in seine Einsamkeit gerettet hat, stürzt er sich ins Meer und erreicht mit seinen letzten Kräften das Land. Raftlos jagt nun der arme, der irrsinnige Mensch von Ort zu Ort, bis er endlich in einer Kirche zu Athen mit dem Tode den bleibenden Sieg über die Anfechtungen des Satans erringt.

Nicht alle Resultate, die Usener aufgestellt hat, werden bestehen bleiben, aber überall kann man von ihm lernen. Das Wertvollste, was man in dem Buche findet, sind nicht die Einzelergebnisse, nicht die edle bilderreiche Sprache, in der er seinen Gedanken Ausdruck zu geben wußte, sondern der wissenschaftliche Idealismus, der seine Aufsätze durchleuchtet. Er lehrt Bescheidenheit, wenn er fern von satter Befriedigung über das Erreichte darauf hinweist, wie viel noch zu tun ist, ehe die großen Aufgaben der Geschichtswissenschaft mit dauerndem Erfolg gelöst werden können. Aber er erweckt auch freudigen Stolz, wenn er zeigt, daß die Wissenschaft befähigt ist, an den höchsten Kulturaufgaben der Menschheit in Staat und Kirche mitzuarbeiten.

Leipzig

Karl Meister

Herders Konversationslexikon. Dritte Auflage. Reich illustriert durch Textabbildungen, Tafeln und Karten. Achter (Schluß-) Band. Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagsbuchhandlung, 1907. Gebunden in Halbfranz. Preis der acht Bände 100 Mark.

Kann, darf auch ein Protestant Herders Konversationslexikon kaufen? Da Meyer und Brockhaus allen Anforderungen, die vernünftigerweise gestellt werden

können, reichlich genügen, so brauchte die Frage gar nicht aufgeworfen zu werden, wenn Herder nicht eine Eigenschaft hätte, die für den größern Teil der Anschaffungs-lustigen keine geringe Bedeutung hat: er kostet nur etwa halb so viel wie jene beiden Miesen. Hat freilich demgemäß auch nur den halben — nicht ganz den halben — Umfang. Das wirkt weniger auf die Zahl der Artikel ein (obgleich auch darin der Unterschied nicht ganz unbeträchtlich ist; doch fehlen im Herder nur Dinge von geringem Wert, nach denen wohl selten jemand fragt, zum Beispiel unbedeutende mythologische Namen wie Alkathoos) als im Umfange der größern Artikel. In Naturwissenschaft und Technik ersetzen die andern beiden beinahe die Lehrbücher. Da aber dem, der diese Wissenschaften wirklich studieren will, die Lehrbücher doch nicht erspart bleiben, und das Konversationslexikon nur oberflächlich orientieren soll, so genügt Herder den Ansprüchen von neunundneunzig unter hundert Informationsbedürftigen. In geographischen Artikeln würde man hier und da etwas mehr wünschen; so sind zum Beispiel die genauen Angaben über die heutige wirtschaftliche Entwicklung Ägyptens im Brockhaus doch sehr dankenswert. Prägnanz der gedrängten Darstellung erreicht in den meisten Fällen, daß nichts wesentliches fehlt, so in dem sehr kurzen Artikel „Adam Smith“. In andern ergänzen die verwandten Artikel den Gegenstand bis zur Vollständigkeit. Doch wird in einer weitern Auflage manche Lücke auszufüllen sein; so zum Beispiel fehlt die nicht ganz unwichtige Tatsache, daß führende Chemiker und Physiker den Atomismus durch den Energismus zu ersetzen versuchen. Was der durchschnittliche Benutzer am häufigsten braucht: Biographisches, Topographisches, Statistisches, das findet er in ausreichendem Maße, zum Beispiel auch, daß unter den Klassikerausgaben Adolf Sterns die Otto Ludwig-Ausgabe die wertvollste ist (und gleich daneben empfängt man die gründlichste Auskunft über die himmlischen Sterne). So haben denn angesehenere protestantische Organe: die Norddeutsche, die Münchner Allgemeine Zeitung, der Reichsanzeiger, die Leipziger Illustrierte Zeitung dieses Nachschlagewerk als zuverlässig, ausreichend und durchaus tüchtig charakterisiert. Daß alles, was Weltanschauung, Religion und Kirche betrifft, vom katholischen Standpunkt aus behandelt wird, versteht sich von selbst, doch geschieht es ohne verletzende Polemik und mit weiser Zurückhaltung. Die das Alte Testament korrigierenden Ergebnisse der babylonischen Ausgrabungen werden einfach angeführt. Die Lehren der Reformatoren werden natürlich als irrig bezeichnet, die Spaltung wird beklagt, die Reformation als durch die kirchlichen Zustände zwar veranlaßt, jedoch in dieser Form nicht notwendig dargestellt, aber Luthers Charakterfehler werden nur mit den Worten des Protestanten Seeberg hervorgehoben, und am Schluß wird bemerkt, aus seiner dämonischen Größe folge noch nicht, daß ihm die Geschichte auch „Untugenden von heroischem Charakter“ (Seeberg) nachzusehen habe. Die deutschen Dichtersfürsten werden nicht im Stile des (freilich in dieser Enzyklopädie gelobten) Jesuiten Baumgartner abgefanzelt. Schiller wird geradezu enthusiastisch gepriesen. Der Dichter Goethe, der Kritiker und Dichter Lessing werden ohne Mörgeln und Mäkeln anerkannt. Der heutige Goethekultus wird jedoch mit Recht übertrieben gefunden, und Goethes Philosophie und sittlicher Charakter werden so beurteilt, wie es auch in gläubigen protestantischen Kreisen üblich ist. Daß Lessings religiöser Standpunkt nicht gebilligt wird, kann nicht verwundern, wohl aber, daß unerwähnt bleibt, wie der Anti-Goetze das katholische Traditionsprinzip gegen das lutherische Schriftprinzip vertritt, ebenso, daß Eduard von Hartmanns dreißigjähriger erfolgreicher Kampf gegen die Haeckelei, seine meisterhafte Kritik des Darwinismus verschwiegen wird, die meiner Ansicht nach ein Bestandteil von unvergänglichem Wert in seiner Philosophie ist, freilich wohl der einzige. Mit Karten und Textillustrationen

zu den naturwissenschaftlichen und technischen Artikeln ist das Werk ausreichend versehen, mit schönen, gediegenen Kunstblättern verschwenderisch ausgestattet; solche zieren nicht bloß die Hauptartikel: antike Kunst, byzantinische, romanische, gotische, neuere Baukunst, Renaissance, Malerei usw., sondern auch die einzelnen großen Meister wie van Eyck, Raffael, Tizian, Holbein, Rembrandt, Rubens usw. werden mit zahlreichen Reproduktionen berühmter Galeriebilder charakterisiert. Demnach lohnt es sich für solche Protestanten, denen 180 oder 210 Mark zuviel sind, den Herder einer Prüfung zu unterziehen.

Carl Jentsch

Das Neueste vom „Bund für Mutterschutz“. Der famose Bund, über den wir schon in der Faschingszeit des vorigen Jahres berichten konnten, hat kürzlich in Berlin eine Versammlung abgehalten, bei der eine der Rednerinnen dem Gedanken Ausdruck gab, daß ein Gebärstreik der Frauen, konsequent durchgeführt, den Staat zwingen würde, nicht nur die Verfemung der unehelichen Mutterschaft aufzuheben, sondern auch die Mutterleistung der Frau schlechthin zu bezahlen. Wir wollen annehmen, daß nicht alle Teilnehmerinnen an der Versammlung mit der Rednerin einverstanden gewesen sind, und daß wenigstens den noch weiblich empfindenden unter ihnen die unglaubliche Rohheit und Mißachtung des eignen Geschlechts, die in der Forderung liegen, zum Bewußtsein gekommen sind. Daß aber eine solche Rede überhaupt gehalten werden konnte, beweist die Kritiklosigkeit der Vereinsleitung gegenüber den Auswüchsen unsrer modernen Frauenemanzipation. Über den Gegenstand der Rede selbst bedarf es keiner Auseinandersetzung. Wenn irgendwo die Kluft zwischen Theorie und Praxis unüberbrückbar ist, so ist sie es in den Fragen des Sexuallebens. Wir können also der Matrone, die den neuen Streik proklamiert, die originelle Marotte gönnen; daß ihr selbst das Streiken nicht zu schwer fällt, dafür wird schon die Natur gesorgt haben. Aber der Fall beansprucht ein gewisses psychologisches Interesse. Denn was aus der Forderung der Dame spricht, ist im Grunde weiter nichts als der blinde Männerhaß eines unbefriedigten Weibes. In einer Zeit, wo unverheiratete ältere Damen die Welt über die Geheimnisse des ehelichen Lebens und der Säuglingserziehung belehren, wo andre Vertreterinnen holdher Weiblichkeit auf die Gasse ziehen und die Rehrseite harmloser Schutzleute zu einem Felde für ihren Tatendrang machen, braucht man über nichts mehr zu erstaunen. Wäre es möglich, so würden diese Damen — wenigstens in den für die Öffentlichkeit gemünzten Erörterungen — den bösen Mann ganz ausschalten, besonders da, wo er bis zur Stunde leider noch nicht ganz zu entbehren ist: als Teilhaber in dem Geschäfte, als dessen Endzweck die Fortpflanzung der Menschheit gilt.

Im Interesse der berechtigten Bestrebungen der Frauenemanzipation muß man solche Auswüchse lebhaft bedauern. Wenn es Damen mit so ausgesprochen pathologischer Veranlagung gelingt, eine gewisse führende Rolle in dieser Bewegung zu spielen, so ist man doch genötigt, sich Gedanken darüber zu machen, ob und wie weit das weibliche Geschlecht überhaupt befähigt ist, aus dem Rahmen der ihm von Natur und Sitte zugewiesenen Wirksamkeit herauszutreten.

J. K. H.

